

# Badische Schriftsteller und Denker über Russland und russisches Denken

Ursula Speckamp

## Hinführung: Greif und Zarenadler

Die enge Verbindung zwischen Baden und Russland besteht seit langem. Doch zwischendurch war sie unterbrochen. Seit dem Ende der Sowjetunion sind russische Gäste und Bewohner wieder zahlreich vor allem in Baden-Baden anzutreffen. Trotz der Unterbrechung blieb das Bewusstsein über Baden-Baden in Russland aber lebendig. Schon allein dadurch, dass der Schulunterricht in klassischer Literatur, selbst in der sowjetischen Zeit, intensiv war, begegneten die jungen Russen immer wieder Baden-Baden.

Die Unterbrechung setzte jäh mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs ein. Von der Oktoberrevolution wurden die Wohlhabenden, die russische Schriftsteller von Weltgeltung nach Karlsruhe und Baden-Baden gezogen hatten, weggefegt. Nach dem Ende der Sowjetunion erschienen russische »Oligarchen«. Diese führten sich nicht immer erfreulich auf (Jelzin-Zeit). Inzwischen sind an deren Stelle reiche gebildete russische Gäste gerückt. Sie kaufen alte vernachlässigte Villen und lassen sie nach Denkmalsgesichtspunkten in altem Glanz neu erstrahlen. Doch leider werden die Russen von den heutigen Visums- und Aufenthaltsbestimmungen der Bundesrepublik Deutschland gegenüber anderen Staatsangehörigen benachteiligt. Die Aufenthaltsbedingungen, wie sie unter dem Greif gewährt wurden, sind bei weitem noch nicht wieder hergestellt. Demgegenüber trägt zu einer Ver-

tiefung der deutsch-russischen Kulturbeziehungen u. a. der deutsch-russische Master-Studiengang der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg über Literaturwissenschaft seit dem Wintersemester 2008/09 bei. Gegenstand des Studiums sind die russisch- und die deutschsprachige Literatur im interkulturellen Vergleich. Im Freiburger Uni-Magazin 4/08 heißt es dazu: »Die Beziehungen zwischen Deutschland und Russland blicken auf eine lange Geschichte zurück. Russland ist einer der wichtigsten Partner für Deutschland, sowohl in kultureller als auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Insofern sind vertiefte Kenntnisse Russlands und seiner Kultur für deutsche Studierende von enormem Vorteil.« Die Freiburger und die Moskauer Studierenden verbringen ein Semester an der jeweils anderen Universität. Leiterin der deutschen Seite ist Prof. Dr. Elisabeth Cheauré.

Um die nach Baden-Baden »zurückkehrenden« und überhaupt die in Deutschland in wachsender Zahl anzutreffenden Russen besser zu verstehen, nehmen wir zunächst Bezug auf den Beginn der dynastischen Verbindungen zwischen dem Zarenhof und dem badischen Hof.

Von da aus – späterhin verfestigt durch weitere Eheschließungen zwischen den Höfen – entstanden gewichtige kulturelle, besonders literarische Beziehungen.<sup>1</sup> Karlsruhe, Baden-Baden und Heidelberg waren die bedeutendsten Orte badisch-russischer Begegnung. Karlsruhe war Residenzstadt; es besaß die erste deutsche Technische Hochschule,

die russische Studenten anzog; es hatte eine russische Druckerei. Dort erschienen Werke des Dichters und Übersetzers Žukovskij, erschien erstmals Lermontovs »Der Dämon«, ließ Turgenjev eine fünfbändige Gesamtausgabe seiner Werke drucken. An der Universität Heidelberg studierten viele junge Russen vor allem Chemie, Physik, Medizin – und sozialistische Ideen, die von hier nach Russland eingeschleust wurden. Die russischen Studenten gründeten eine eigene Bibliothek. Sie wurde später der wertvolle Kern des Slawischen Seminars der Universität. Die badisch-russischen Beziehungen trugen dazu bei, dass sich in der Folge die russische Weltliteratur, russisches Denken in Deutschland verbreiteten und zahlreiche Leser, darunter viele Schriftsteller und Denker, beeinflussten. Dieser Weg wird von uns aus badischer Sicht verfolgt. Auf das Gewicht Russlands und des Russischen für Deutschland heute hinweisend hebt der »Bildungsplan 2004« Baden-Württemberg für das allgemein bildende Gymnasium hervor: »Russisch ist eine der Amtssprachen der UNO und Arbeitssprache des Europarats. Als Brückensprache zu der nach Zahl der Sprecherinnen und Sprecher größten europäischen Sprachfamilie, der der slawischen Sprachen, deren Bedeutung im zusammenwachsenden Europa ständig zunimmt, leistet das Russische einen wichtigen Beitrag zur angestrebten gesamteuropäischen Mehrsprachigkeit. Es eröffnet nicht nur den Zugang zu Russland und der neu entstandenen russischen Kultur in Deutschland, sondern auch zum gesamten eurasischen Sprachraum.«<sup>2</sup> Diesen Überlegungen folgend haben bereits viele Gymnasien Russisch als Fremdsprache eingeführt. Baden hinkt noch hinterher. Dabei kann gerade hier, wie unsere kleine Abhandlung zeigen soll, an Grundlegendes aus der Vergangenheit angeknüpft werden, das

auf eine gesamteuropäische Zukunft hinleitet. Der Kürze halber greifen wir nur wenige Schriftsteller und Denker heraus.

1793 heiratet Großfürst Alexander von Rußland (1777–1825) die badische Prinzessin Luise (1779–1826), die beim Übertritt zum russisch-orthodoxen Glauben den Namen Elizaveta Alekseevna erhielt. Zarin Katharina II., eine Deutsche aus dem Hause Anhalt-Zerbst, die 1765 eine der Bürgen des Erbvertrags zwischen Baden-Durlach und Baden-Baden war, hatte die beiden Schwestern Luise und Friederike aufgrund ihrer vorher eingetroffenen und begutachteten Bilder aus Karlsruhe nach Petersburg kommen lassen. Ihre Wahl und die Wahl ihres Enkels Alexander fiel auf Luise. 1801 bestieg Großfürst Alexander aus dem Hause Romanov als Alexander I. 24-jährig den Zarenthron, an seiner Seite die 22-jährige Elisaveta.

Als Frankreich durch Napoleon und seine Armee einen großen Teil Europas mit Krieg überzog, wurde die Lage Badens, das aufgrund früherer französischer Expansion an Frankreich angrenzte, prekär. Umso wichtiger erwies sich die verwandtschaftliche Verbindung mit dem russischen Großfürsten- bzw. Zarenhaus. Die Entstehung des Großherzogtums Baden aus der Markgrafschaft Baden 1806 war zu einem beträchtlichen Teil dem Einfluss des Zaren zu verdanken. Als Mitglied des Napoleons Macht entsprungenen Rheinbundes war Baden schließlich gezwungen, für Napoleon Truppen zu stellen, die 1812 gegen Russland marschieren mussten. Nach dem Untergang der »Grande Armée« im Russlandfeldzug und nach erneutem Einfall Napoleons in Deutschland gelang es den Truppen der nun verbündeten Staaten Russland, Preußen und Österreich, Napoleons Armee zurückzudrängen. Baden schloss sich am 15. November 1813 den Verbündeten an.

In Freiburg trafen Dezember 1813/ Januar 1814 der österreichische (bis 1806 deutsche) Kaiser Franz II., der russische Zar Alexander I. und eine preußische Delegation unter König Friedrich Wilhelm III. zusammen. In den Stäben befanden sich führende Persönlichkeiten: Metternich, Schwarzenberg (Österreich); Nesselrode<sup>3</sup>, Razumovskij<sup>4</sup> (Russland); Hardenberg, Wilhelm von Humboldt (Preußen) u. a.. Gemäß den einige Wochen vorher in Frankfurt a. M. erzielten und in Freiburg i. Br. endgültig abgestimmten Vereinbarungen, die auf russischer Seite durch den Hof von Karlsruhe und die badenbürtige Zarin von badischen Interessen inspiriert waren, griff die Armee der Verbündeten die napoleonischen Truppen bei Basel durch die Burgundische Pforte an und überquerte bei Mannheim, bei Kaub und bei Koblenz den Rhein. Die Verbündeten marschierten auf verschiedenen Wegen nach Paris, besiegten die französische Armee und nahmen Paris ein. Der 1806 erreichte Gebietsumfang des nach den Befreiungskriegen aufblühenden Baden wurde durch den Einsatz des Zaren gesichert. Er wurde als Bewahrer Badens gefeiert. »Hoch lebe Kaiser Alexander, er ist unser bester Verwandter!«, hieß es.<sup>5</sup> 1857 und 1863 wurden zwei weitere Ehen zwischen Mitgliedern des Zarenhauses und dem Hause Baden geschlossen.

## 1. Johann Peter Hebel (1760–1826)

1807 wurde Hebel zum Schriftleiter des »Badenschen Landkalenders« berufen, der ab 1808 unter dem Titel »Rheinländischer Hausfreund« erschien. Hebel war über viele Jahre hinweg dessen Hauptautor. Ihm ist es zu verdanken, dass der Kalender weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt wurde – Goe-

the bestellt 1810 eigenhändig einen »Rheinländischen Hausfreund« –, sich die Auflagenziffer mehr als verdoppelte und zeitweise bei 50 000 Exemplaren lag. Nicht überraschend, dass Russland und Russen Thema einer Reihe von Beiträgen Hebels im »Rheinländischen Hausfreund« sind: Damit trägt Hebel der Lage Badens und den geschichtlichen Ereignissen Rechnung. »Ein wohlgezogener Kalender«, schreibt Hebel, hat »ein Spiegel der Welt« zu sein.<sup>6</sup> Denn auch der Bauer mag gerne wissen, was außer seiner Gemarkung vorgeht, erörtert Hebel in seiner gutachtlichen Begründung des Kalenders.<sup>7</sup> Es gibt von Hebel neun Erzählungen, die in Russland spielen oder in denen Russen als Hauptpersonen vorkommen, acht von ihnen sind als Kalendergeschichten erschienen, davon fünf ins »Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes« aufgenommen; eine Erzählung wurde in den »Rheinblüten« (Karlsruhe 1818) veröffentlicht.<sup>8</sup> In den meisten Erzählungen lässt Hebel Russen auftreten, die in irgendeiner Weise vorbildlich sind. Bei diesen werden wir länger verweilen.

Den Anfang der Russlanderzählungen macht »Glück und Unglück« aus dem »Rheinländischen Hausfreund« auf das Jahr 1808. Am Schicksal zweier russischer Matrosen »in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken« zeigt Hebel »Glück im Unglück, und Unglück im Glück«. (114) Der Kalender für 1809 bringt aus Hebels Feder »Der Fremdling in Memel«, worin Zar Alexander I. als leutselig und humorvoll gezeichnet wird. »Vor einigen Jahren« kam ein Fremdling in einem Schiff aus Westindien in Memel an. (137) »Damals war der russische Kayser bey dem König von Preußen auf Besuch. Beyde Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung ... als zwey rechte gute Freunde, bey einander am Ufer.« (137) Treuherzig ging der Fremde auf die Beiden zu und begann

ein Gespräch mit ihnen. Leutselig unterhielten sie sich mit ihm. (137f.) Nach einer Weile fragte der Fremde den einen, wer er sei. Auf dessen Antwort, er sei der König von Preußen, machte der Fremde vor dem König »ein ehrerbietiges Compliment«. (138) Als aber der König auf seinen Begleiter deutete und sagte: »Dieß ist Se. Majestät der russische Kayser«, da meinte der Fremde, die Beiden wollten ihn zum besten haben: »Bin ich deßwegen aus Westindien hierher gekommen, daß ich euer Narr sey?« (138) Der Versicherung des Kaisers, dass er tatsächlich derjenige sei, gab er kein Gehör mehr. Doch erfuhr er nachher im »Grünen Baum« die Wahrheit, »da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.« (138)<sup>9</sup> Mit »Suwarow« im Kalender 1809 und »Der General-Feldmarschall Suwarow« von 1811 setzt Hebel dem durch seine Siege gegen Frankreich auch Badnern bekannten russischen General Suvorov (1729–1807) ein Denkmal. »Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer.« (156) Suvorov war nach Hebel ein solcher Mensch. An einer Begebenheit aus dessen Leben zeigt der Dichter, dass Suvorov, der ein »scharfes und strenges Commando« hielt, sich unter sein eigenes Kommando stellte, als wenn er ein anderer wäre. (156) So verlangte er von sich, was er von anderen verlangte. Das andere »Stücklein von Suwarow« vermittelt ein Bild von Suvorovs Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Zum Beispiel: »Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutsche und kein Roß. (...) Sein Essen war gemeine Sol-

datenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal gieng er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.« (266)

»Der betrogene Krämer« (von 1811) führt den Leser auf einen Moskauer Jahrmarkt, wo die Schlaueit eines Soldaten über die Unredlichkeit eines Krämers siegt. (271ff.)

Dem Imperialismus Napoleons war eine große Zahl badischer Soldaten zum Opfer gefallen – getötet in Schlachten, vernichtet beim Rückzug aus Russland durch Hunger und Kälte. Andere waren in russische Gefangenschaft geraten. Um diese geht es in »Der Schneider in Pensa« aus dem Kalender von 1815. Hauptperson ist Franz Anton Egetmeier, »gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden«, der sich in der russischen Stadt Pensa eine respektable Existenz als Schneider aufgebaut hatte. (524) Weit um Pensa herum ist er bekannt als Retter in der Not durch Trost, Rat und Hilfe, daher: »Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld.« (523) Dabei ein »froher heiterer Sinn« und »ein Gemüth treu und köstlich wie Gold«. (523) Mit dem russischen Statthalter steht er auf Freundesfuß: »Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt.« (525) Als im Jahre 1812 Massen von Kriegsgefangenen nach Pensa gelangten, »kamen eines Tages mit Franzosen melirt auch sechzehn rheinländische Herren Leser, badische Offizier ... ermattet, krank ..., ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an«. (524) Egetmeier eilte zum Statthalter »und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. ›Anton‹, sagte der Statthalter, ›wann hab ich euch etwas abgeschla-

gen.« (526) Unter der Obhut von Anton Egetmeier wohl versorgt verbrachten die sechzehn Offiziere die Zeit ihrer Kriegsgefangenschaft in Pensa, bis sie nach Baden zurückkehren durften. (528)

Im Kalender auf 1819 – zwischen 1816 und 1818 hatte sich Hebel fast ganz von der Arbeit an dem Kalender zurückgezogen – erschienen noch zwei Russland betreffende Erzählungen. In der einen, »Die lachenden Jungfrauen«, geht es wieder um deutsche Kriegsgefangene, um Deutsche, die sich in Russland ansässig gemacht hatten und um einen noblen russischen Statthalter. Schauplatz der Erzählung ist Saratov im Jahr 1812, wo sich viele tausend unglückliche Kriegsgefangene sammelten. (579) Dort begibt es sich, dass zwei deutsche Kriegsgefangene, ein wohlbetagter Hauptmann und ein junger Leutnant, von zwei deutschen Familien aufgenommen werden. (584) Denen gab »der menschenfreundliche Statthalter ... gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bey sich zu behalten, bis auf ein Weiteres«. (584) Die beiden Gefangenen blieben dort »bis die Engel des Friedens kamen«. (584) Da kehrte der Hauptmann nach Deutschland zurück, der Leutnant aber nahm Abschied von seinem Regiment und heiratete die Tochter seines Gastgebers – sie war eine der lachenden Jungfrauen – und blieb in Russland. (585) An der Wahrheit der Erzählung, betont Hebel, darf der geneigte Leser nicht zweifeln, dafür bürgen des Kalendermachers Beziehungen zu einem, der beim Russland-Feldzug dabei war: »Der Hauptmann hat sie selbst einem rheinländischen Herrn Kriegs-Obristen also mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegs-Obristen aber hat sie der Hausfreund«, der schon manches Täublein mit ihm verzehrt und manches Schöpplein mit ihm getrunken hat. (585)

»Zwey Kriegsgefangene in Bobruisk« erzählt vom Edelmut eines russischen Adligen und vom Leichtsinn zweier polnischer Offiziere. Eingangs bekräftigt Hebel die Wahrheit des Erzählten durch seine Bekanntschaften, die ihn gewissermaßen mit Russland verbinden: »Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegshauptleuten bekannt seyn, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt sich dessen, und wenn er Mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn.« (571f.) Zwei kriegsgefangene polnische Offiziere, deren Transport sich auf dem Weg in den Kaukasus befindet, werden in einem russischen Dorf bis zum anderen Morgen einquartiert. (572) Hebel merkt an, dass »die Polen und die Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde seyn« sollen. (572)

»Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnt, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohl thut. Also suchte er sogleich die Gefangenen auf, nahm sie in sein Schloß, bewirthete sie, wie Brüder, oder Freunde, und suchte sie durch Trost und theilnehmende Reden zu erheitern.« (572) Für den Weitertransport beschenkte er die Polen mit »fünfhundert Rubel russischen Geldes«. (573) Der nächste Tagesmarsch der Gefangenen ging »nach einer alt-russischen Gränzfestung, namens Bobruisk«. (573) Da es, dort angekommen, noch nicht spät war, spazierten die Polen im Ort herum und suchten dann ein Wirtshaus auf, um auf die Ge-

sundheit ihres russischen Wohltäters zu trinken. (573) Dort saßen »viele russische Herrn« beisammen, redeten, tranken und spielten um Geld. Auch der »Wohltäter« stieß bald zu der Wirtshausgesellschaft, denn er wollte einen vergnügten Abend verbringen. Wen sieht er am Spieltisch sitzen und ein Dutzend Rubel nach dem anderen verspielen? Die beiden polnischen Offiziere. Als die letzte Kopeke dahin ist, schleichen die Polen trostlos zur Tür, jener russische Edelmann ihnen nach. »Und mancher geneigte Leser ... freut sich schon, wie er Justitz machen, und den russischen Stab wird walten lassen.« (574) Aber nein, er begegnet den Offizieren voll gütiger Ironie, entschuldigt sich, dass er ihnen Geld gegeben habe, obwohl sie, wie es scheine, besser bei Geld seien als er gestern geglaubt habe. (574) Darauf ersetzt er ihnen »mit einem guten Wechselbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust«. (574) Mit Tränen des Dankes und der Rührung küssen sie ihm die Hände.

»Der Herr Charles«, 1818 in den »Rheinblüthen« veröffentlicht, stellt einen »edlen russischen Fürsten« (621), einen gutherzigen polnischen Fuhrmann und einen mitleidigen französischen Kaufmann, den Herrn Charles, vor. Alle haben sie teil daran, dass vier französische Kinder in Petersburg eine neue Bleibe finden. Das trug sich so zu: Beim Brand von Moskau hatte eine französische Witwe mit fünf Kindern ihr Haus verloren und ihre gesamte Habe. Da sie sich den französischen Okkupanten gegenüber zu freundlich gezeigt hatte, war sie den Russen verdächtig geworden und sollte Russland verlassen. Unter Entbehrungen und Leiden war sie mit ihren Kindern schon bis Wilna gekommen, da »traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreyhundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe,

stellte er ihr frey, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle.« (621)

Sie entschied sich für Petersburg und machte mit einem polnischen Fuhrmann aus, »daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon drauf legen«. (621) Unterwegs nach Petersburg starben ein Sohn und die Mutter. Der Pole brachte die Kinder richtig nach Petersburg zu einem Herrn, der denselben Geschlechtsnamen hatte wie die Kinder: Charles. Doch stellte es sich heraus, dass er nicht mit den Kindern verwandt war. Dennoch nahm er die Kinder auf und gab dem polnischen Fuhrmann, der angesichts der Tatsache, dass Herr Charles gar kein Vetter war, auf seinen Lohn verzichten wollte, die Summe, die er mit der Französin abgemacht hatte.

## 2. Heinrich Hansjakob (1837–1916)

Bei Hansjakob tauchen Russen und Russland in Erinnerungen früherer Schwarzwälder Generationen auf; Russen und Russisches begegnen ihm persönlich während seiner Zeit als Landtagsabgeordneter in Karlsruhe; russische Gestalten und Verhältnisse beschäftigen ihn als Leser russischer Schriftsteller.

Dass im Zuge der Befreiungskriege russische Truppen im Winter 1813/ 14 nach Baden gelangten, wurde eingangs schon gesagt. Zur Erinnerung der Kinzigtäler gehörte der »Russenrumpel«. Dieser, berichtet Hansjakob aus seiner Jugendzeit, »wälzte sich auch durchs schöne Tal, brandschatzte und setzte die friedlichen Bewohner in große Angst und Pein, von der meine Eltern noch vieles zu erzählen wußten. Die Mutter bewahrte noch

einen Silberrubel, den ein russischer Offizier ihr geschenkt, nachdem er ihren Vater hatte töten wollen.«<sup>10</sup> Ausführlicher wird Hansjakob an anderer Stelle: Im Seebenhof im oberen Kinzigtal, saß man – es war im Dezember 1813 – beim Mittagessen, als russische Soldaten über den Kniebis ins Kinzigtal einbrachen und auch den Seebenhof heimsuchten. Xaver Kaltenbach, Hansjakobs Großvater mütterlicherseits, Krämer in Haslach, der gerade beim Seebenbur auf Hausierhandel war, riet, die Russen gut zu bewirten. Das schlug ein. »Als sie gesättigt waren, nahm der Xaveri aus seiner Kiste die vorrätigen Tabakspäckle und schenkte sie den wildfremden Soldaten, deren Freude jetzt vollkommen war.« (ESch 156)<sup>11</sup> Am nächsten Morgen zog der Xaveri mit diesen Russen ins Tal und nach Hause. Hier bekam er Einquartierung. Der »Russenrumpel« war dem Krämer Kaltenbach eine Quelle reichlicher Einnahmen. (ESch 156) Ein russischer Offizier aber, der im Hause Kaltenbach einquartiert war, wollte den Xaveri dazu bringen, eine falsche Rechnung auszustellen. Als der Xaveri sich weigerte, einen Betrug zu begehen, drohte ihm der Offizier mit dem Säbel. Der Xaveri flüchtete und hielt sich drei Tage lang verborgen, bis der Offizier weiter gezogen war. (ESch 157) Hansjakobs Mutter aber, damals zwei Jahre alt, war der Liebling jenes Russen und erhielt von ihm zum Abschied einen Silberrubel, den sie ihr ganzes Leben hindurch aufbewahrte. (ESch 157) Aus seiner nächsten Verwandtschaft überliefert Hansjakob noch folgende Begebenheit: Während des »Russenrumpels« hatte der Eselsbeck, Hansjakobs Großvater väterlicherseits, »einen unartigen Kosaken kurz vor dem Abmarsch in den Keller gelockt und ihn dort eingesperrt, bis die andern fort waren. Mit Hilfe seiner Nachbarn züchtigte er dann den ... Reitersmann und ließ ihn am andern Tag seinen Ka-

meraden nachreiten. Am Abend noch kam aber ein Detachement Kosaken zurück und fahndete auf den Eselsbeck. Der konnte sich flüchten, und sein Bruder Toweis versteckte ihn einige Tage in seiner Mühle.«<sup>12</sup> Auch dem »Vetter Philipp« (Philipp Pfundstein), mit dem der Bub Heiner ins Holz gegangen war, stiegen Erinnerungen an die Russen auf. Auslöser war das Schnapstrinken des Veters Philipp während einer Arbeitspause, gegen das der Heiner einwandte, der Lehrer in der Schule habe gelehrt, dass der Schnaps Gift für junge und alte Menschen sei. »Jetzt wurde der sonst schweigsame Vetter lebhaft und sprach: »Euer Unterlehrer ist ein junger Mann und hat nicht erlebt, was ich. Ich habe den Russenrumpel mitgemacht als Kriegsfuhrmann. Die Russen haben Schnaps getrunken wie man Wasser trinkt, und der Schnaps hat ihnen die Kraft gegeben, dem größten Potentaten, dem Napoleon, und den Franzosen den Meister zu zeigen.« Nun glaubte ich dem Philipp; denn vom Russenrumpel und vom Napoleon hatte ich schon oft gehört.«<sup>13</sup> Eine weitere Erinnerung an den »Russenrumpel« notiert Hansjakob hundert Jahre nach diesem Ereignis. Im Februar 1914 besuchte ihn in seinem Haslacher Alterssitz der Gärtner Alexander Schöner, alter Haslacher, angehender Siebziger. Dessen Großvater Christian vom Kaiserleshof im Sulzbächle habe seinem Enkel Alexander viel vom »Russenrumpel« erzählt: Der Kaiserleshof sei damals wochenlang jede Nacht voll Russen gelegen. Sie hätten eine ansteckende Krankheit zurückgelassen, an der die meisten Menschen im Sulzbächle gestorben seien.<sup>14</sup> Anderer Art waren die Erinnerungen des Baptist Schindele, die der Student Hansjakob beim Biertrinken im Haslacher »Bayrischen Hof« zu hören bekam. Der Baptist hatte – wie etliche andere Schwarzwälder – in Russland mit Uhren gehandelt, viel verdient und wusste

von Russland zu erzählen. »Der Baptist wurde aber teuflisch, wenn ich nach meinen geographischen Studien in der Untersekunda seine Angaben über Russland rektifizierte. Er schwärmte für das Zarenreich, trank zur Erinnerung daran zu jedem Glas Bier ein Gläschen Schnaps und redete im tiefsten Brustton und feierlich, wie ein Orakelpriester, von den Herrlichkeiten an der Newa. Widersprach ich ihm, so fuhr er mich regelmäßig an: »Du bist ein vorlauter Studentenbub und hast noch keinen Rubel gesehen.«<sup>15</sup>

Als Abgeordneter der Katholischen Volkspartei musste sich Hansjakob häufig in Karlsruhe aufhalten. Während einer Sitzungsperiode ging ihm ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung: Am Sonntag, 16. Dezember 1877, erlebte er einen russisch-orthodoxen Gottesdienst in der Hauskapelle des Palais, das der Bruder von Großherzog Friedrich, Prinz Wilhelm und seine Frau, genannt Prinzessin Wilhelm, geborene Romanovskaja-Leuchtenberg, eine Nachfahrin Zar Nikolaus I., bewohnten. (Res 224)<sup>16</sup> Prinz und Prinzessin Wilhelm kannte Hansjakob von Schloss Kirchberg bei Hagnau her, auf dem das Ehepaar meist im Sommer weilte. Auf seinem täglichen Spaziergang, der hinter dem Schloss vorbeiführte – Hansjakob war zu jener Zeit Pfarrer in Hagnau –, kam es öfter vor, dass Hansjakob dem Prinzen und seiner Frau begegnete. (Res 225) Über Prinzessin Wilhelm schreibt Hansjakob: Sie »ist eine der geistvollsten Frauen, die mir im Leben begegnet sind«. (Res 225)<sup>17</sup> Die edle Einfachheit der Kapelle des Karlsruher Palais wirkte auf Hansjakob »durchaus katholisch«. (Res 226) Der Geistliche gab Hansjakob einen Platz in dem Bereich des Chores, den nur der Priester betreten darf, damit Hansjakob alle Zeremonien sehen konnte. (Res 226) Hansjakob ist begeistert. Die heilige Handlung habe ihn so angesprochen, dass, wäre

er nicht römisch-katholisch, er russisch- bzw. griechisch-orthodox sein möchte. »Über alle Beschreibung schön ... war der altslawonische Chorgesang; ich habe in meinem Leben nicht schöner in einer Kirche singen hören. Der lateinische Ritus muß entschieden gegen diesen ... zurücktreten, welcher ihn an feierlicher Ruhe und äußerer Hoheit übertrifft.« (Res 226f.) Nach dem Gottesdienst war Hansjakob noch zur Tafel geladen. Dabei lernte er den russischen Geschäftsträger für Baden, Koloszyn,<sup>18</sup> kennen. Die umfassenden Kenntnisse und die hohe Bildung dieses Diplomaten beeindruckten Hansjakob. »Trotzdem dieser Herr geborener Kosake ist, spricht er nicht nur vortrefflich hochdeutsch, sondern auch alle süddeutschen Mundarten und ist über alle Verhältnisse in Deutschland, selbst über den Kulturkampf, besser auf dem Laufenden als mancher Abgeordnete. Die Geschichte der katholischen Kirche aber kennt er gründlicher, denn manche Professoren des modernen Staatsrechts.« (Res 228) Über das Verhältnis der katholischen Kirche zum Zarenreich, bzw. über das Verhältnis Russland-Polen hörte Hansjakob von Koloszyn der in Deutschland veröffentlichten Meinung Widersprechendes. Daraufhin nimmt Hansjakob »soviel als feststehend an, daß die Dinge in Polen vielfach anders liegen dürften, als wir sie in unseren Tagesblättern geschildert finden«. (Res 229)

Hansjakob war ein eifriger und umfassend interessierter Leser. Leider versagten ihm im Alter die Augen oft den Dienst: »Eine Lieblingsbeschäftigung war mir von jeher das Lesen. Aber dieses tut seit vielen Jahren auf die Dauer meinen Augen so weh, daß sie sich trüben und, wenn ich nur eine halbe Stunde lese, schmerzen. Trotzdem greife ich in freien Stunden, wenn ich nichts zu schriftstellern habe, immer und immer wieder nach den

Büchern, um sie nach kurzer Lesung wieder wegzulegen.«<sup>19</sup> Hansjakob bevorzugte Werke über historische Themen – er war promovierter Historiker –, Urkundensammlungen, Briefwechsel, Memoiren u. ä. eingeschlossen.<sup>20</sup> Soweit er sich in seinen Büchern zu seiner Lektüre äußert, ist zu sehen, dass sie auch Russland oder russische Autoren einbegriff. So beschäftigten ihn die Memoiren der Zarin Katharina II.<sup>21</sup> Ebenso scheint Hansjakob die Erinnerungen an 16 Jahre Sibirien des russischen Sozialisten Leo Deutsch (Stuttgart 1904), über dessen Schicksal er berichtet, gelesen zu haben.<sup>22</sup> Ausführlich setzt sich Hansjakob mit Bakunins sozialpolitischem Briefwechsel auseinander. Einer der Briefpartner ist Herzen.<sup>23</sup> Bakunin schwärmte für Freiheit und Gerechtigkeit »und war so närrisch, zu glauben, man könne in dieser Welt des Knechtsinns und der Ungerechtigkeit diese Ideale verwirklichen.«<sup>24</sup> Hansjakob zählt die Leiden auf, die Bakunin »für seinen schönen Wahn« erduldet hat: Jahrelange Gefängnis- und Festungshaft, Verbannung nach Sibirien. Dann gelang ihm 1861 die Flucht über Japan, Amerika nach Westeuropa. Er wirkte in England und in der Schweiz, wo er 1876 in Armut starb. Mag Bakunin auch zu den Narren gehören, ganz umsonst waren seine Hoffnungen und Leiden nicht: »Das muß gesagt werden, daß die Menschheit ihre politischen Freiheiten den Träumen und den Idealen und den Leiden und Martern dieser politischen Märtyrer à la Bakunin und Herzen verdankt. Andere ernten, was sie gesät, und insofern haben ihre Ideale und ihre Träume nur ihnen selbst geschadet; denn aus ihrer Narrheit – wuchs doch manches Stück Freiheit.«<sup>25</sup>

### 3. Otto Flake (1880–1963) ■

Im zweiten Teil seines Romans »Hortense oder die Rückkehr nach Baden-Baden« lässt Flake, der jahrzehntelang in Baden-Baden wohnte und dort starb, die Bäderstadt der 1860er Jahre bis zum Ende des deutsch-französischen Krieges 1871 aufleben.<sup>26</sup> Dazu gehört das russische Baden-Baden und der russische Schriftsteller Ivan Turgenev, der sich hier von 1863 bis 1871 niedergelassen hatte. Er war der befreundeten Sängerin Pauline Viardot und ihrer Familie von Paris an die Oos gefolgt. Ab 1814, nach dem Sieg der Verbündeten über Napoleon, wurde Baden-Baden von zahlreichen Russen aufgesucht: Angehörige des Zarenhauses mit Gefolge nahmen hier Quartier, reiche Adlige verbrachten mit Familie und Bediensteten die Badesaison, kauften gar Anwesen wie die Fürsten Gagarin und Menšikov, Schriftsteller kamen. Der Dichter Žukovskij, der auch bedeutender Übersetzer ins Russische – z. B. Hebels – war, verbrachte seine letzten Lebensjahre in Baden-Baden. Gogol weilte 1836 und 1837 in der Stadt an der Oos, später kamen u. a. L. Tolstoj, Dostoevskij, Gončarov.

Turgenev und das Haus Viardot bildeten in den oben genannten Jahren den kulturellen Mittelpunkt der Bäderstadt. Bei Viardots verkehrten Musiker, Schriftsteller, Künstler vieler Nationen. Während der Saison gaben die Viardots sonntags Hauskonzerte vor illustrem Publikum. Da fanden sich etwa die Königin von Preußen und der Großherzog von Baden mit seiner Frau ein. Flake stellt Turgenev in dieser Gesellschaft vor und versucht sich dabei an das zu halten, was von Turgenev selbst oder über ihn bezeugt ist.

»Herr Nachbar, Herr Doktor«, grüßte neben ihm<sup>27</sup> eine Stimme, die das R hart aussprach. Es war der russische Schriftsteller, Herr von Turgeniew, der ein paar Schritte

weiter in der Schillerstraße wohnte. (...) Das schöne, schon weiße Haar fiel auf den schwarzen Pelzkragen und eine widerspenstige Locke tief in die Stirn.« (177f.) Der Leser erfährt, dass Turgenev sich ein Haus in Baden-Baden baut: Es war »als Schlößchen im reinsten französischen Stil gedacht. Es wuchs draußen im Tiergarten heran, dicht neben dem reizenden Holzhaus der Viardot.« (178) Die beiden Nachbarn »waren unterdessen weitergegangen auf dem Weg, der nach Lichtental führte. Der Deutsche war ein großer Mann, der Russe gab ihm nichts nach.« (178) Frau Viardot, teilt Turgenev seinem Begleiter mit, singe derzeit in London. »Erst nach der Rückkehr wird sie zugeben, daß die Kunstbegeisterung der Engländer kein Beweis für ihr Kunstverständnis ist. Wir könnten«, fährt Turgenev fort, »in einer der ländlichen Wirtschaften Lichtentals essen.« (179) Turgenev »liebte die Engländer nicht. Alle seine Freunde waren Franzosen oder Deutsche. Beide(r) Sprachen beherrschte er so vollkommen, daß er seine Erzählungen in ihnen hätte schreiben können; er würde sich aber nie dazu verstanden haben, ein Schriftsteller durfte nur seine Muttersprache benutzen.« (179) Einige der deutschen Freunde Turgenevs finden sich ebenfalls in Baden-Baden ein, z. B. Theodor Storm, der Publizist Pietsch aus Berlin, der bei Turgenev wohnt. (266ff.) Vom Gros der Baden-Badener Russen sucht sich Turgenev eher fernzuhalten, denn: »Die russischen Landsleute verfolgten ihn nicht nur mit ihrer Neugier, sondern auch mit ihren Vorwürfen: man wußte schon, daß er sie in seinem Roman, der drüben im Hôtel d'Europe spielte, gezeichnet hatte.« (188)<sup>28</sup>

Auch Dostoevskij tritt in »Hortense« auf. Er kommt eben aus der Spielbank, drängt sich durch die Menge, für die Jahreszeit viel zu warm gekleidet. Nach kurzer Zeit kehrt er zurück, offenbar hat er sich mit Geld ver-

sorgt. (240f.) Von Frau Viardot nach den wirtschaftlichen und persönlichen Verhältnissen Dostoevskijs gefragt, gibt Turgenev folgende Auskunft: Dostoevskij lebe von der Hand in den Mund, neulich habe er sich mit einem 25 Jahre jüngeren Mädchen verheiratet. (241) »Die Arme«, bemerkt Frau Viardot, »vielleicht hat sie eben das letzte Goldstück hergeben müssen. Sie sollten doch versuchen, mit ihm zu sprechen.« (241) Turgenev weist das zurück: »Es gibt Menschen, die Ihnen nicht verzeihen, daß Sie ihnen einmal ausgeholfen haben.<sup>29</sup> Wir stehen auch literarisch, oder wenn Sie wollen, politisch nicht zum besten,<sup>30</sup> und schließlich ist es nicht an mir, ihn aufzusuchen. Er weiß, daß ich hier wohne, und er kennt den Weg in die Schillerstraße.« (241f.) Flake schildert die Lebensweise des Ehepaars Dostoevskijs in Baden-Baden: »Sie gingen zusammen zur Post, um nach Briefen mit Geld zu fragen, die nie kommen wollten, dann lief der Mann ins Spielhaus. (...) Kaum eine Stunde verging, dann war der Mann schon wieder da, um Geld zu holen.« (260) Hortense, die Hauptgestalt des Romans, stellt Betrachtungen über die junge Ehefrau an: »Sie fragte sich, wie sie sein mochte. Wenn man nie ein böses Wort hörte, mußte sie den Mann so sehr lieben oder so stark an ihn glauben, daß Geldverlust und Nöte keine Rolle spielten.« (260) Hortense ersteht in der Buchhandlung Dostoevskijs »Aufzeichnungen aus einem toten Hause«; »Sie blieb die halbe Nacht auf und konnte die andere Hälfte nicht schlafen. Sie hatte nie etwas gelesen, das sie so stark erschütterte.« (261)<sup>31</sup>

#### 4. Reinhold Schneider (1903–1958)

Von Kindheit an ist Russland für den im Baden-Badener Hotel »Messmer« aufgewachse-

nen Hoteliersohn Reinhold Schneider »gegenwärtig«: zunächst in Gestalt der russischen Gäste in Baden-Baden, später durch die sein Schriftstellerleben begleitende Auseinandersetzung mit der russischen Kultur. Schneider erinnert sich an die Zeit der Iffezheimer Rennen vor dem Ersten Weltkrieg: »In der Großen Woche wehten von unserem Hause die Fahnen aller Welt: Traumbild der Einheit. (...) Die russischen Fürsten ließen zu ihren Gartenfesten in Trachten gekleidete Leute von ihren Gütern kommen; sie tanzten auf dem Rasen.«<sup>32</sup> Mit dem Krieg ging diese Welt unter. Was sich in der Bäderstadt zusammengefunden hatte, trennte sich: »Als eine junge Russin, in der Empörung über den Siegesjubiläum im Kurgarten, den Tisch ihres Balkons auf das Dach der Terrasse schleuderte, forderte die Menge die Herausgabe der Russen. Die Weigerung meines Vaters wurde mit Steinwürfen beantwortet, die die Fenster der Terrasse zerrümmerten. Nachts reisten die letzten russischen Gäste – die Familie eines hohen zaristischen Beamten – weinend ab.«<sup>33</sup>

Schneider hat sich bemüht, einzelne Seiten der russischen Geschichte und Kultur zu erschließen. Dabei trug ihn die Einsicht, dass die Geschichte Russlands unabdingbar zum Leben der Deutschen gehört.<sup>34</sup> Aus dem griechischen Kulturkreis, von Byzanz, übernahm Russland das Christentum. Von dort kamen die Pfeiler des russischen religiösen Lebens: die Liturgie, die Ikonen, das Mönchtum. Wie die Chronisten überliefern, entschieden sich die Russen für die byzantinische Form des Christentums wegen der Schönheit seiner Liturgie. Christus ist schön und die Liturgie »der Himmel auf Erden, Erlösung, Befreiung, Verkündigung in einem«.<sup>35</sup> Mit der Liturgie kamen die Ikonen. Die Ikone vergegenwärtigt Christus selbst oder einen Heiligen, der in seiner Nachfolge stand.<sup>36</sup> Das Mönchtum, be-

hauptet Reinhold Schneider, war die Lebenskraft der Kirche in Russland.<sup>37</sup> Vom Mönchsberg Athos kam das Mönchtum nach Kiew; es entstand aus einer Einsiedelei des Kiewer Höhlenklosters, dessen Abt Feodossij dem Kloster die griechische Regel des Theodor Studita gab, die für alle Klöster Russlands gilt.<sup>38</sup> Neben den Klöstern gehörte zum alten, »eigentlichen« Russland nach wie vor der Einsiedler, der abseits menschlicher Siedlungen in Einsamkeit, Gebet, Askese lebte.<sup>39</sup> Solche Existenzen sind das Gegenbild zu denjenigen, die wie Faust an den Anfang die Tat setzen.<sup>40</sup> Klöster und Einsiedeleien waren schließlich über ganz Russland verbreitet. Nach Peter I., im 19. bis ins 20. Jahrhundert hinein entfalteten die Starzen – alte, vorbildliche Mönche –, eine starke Wirkung ins Volk hinein.<sup>41</sup> Eindrücklich zusammengefasst ist nach Schneider das, was altrussische Frömmigkeit ausmacht, in der Gestalt des altgläubigen Priesters Avvakum, Märtyrer des 17. Jahrhunderts: die Kraft, Leiden zu ertragen.<sup>42</sup> Russlands Geschichte regte Schneider zu zwei Erzählungen und zu einem Drama an. In den Erzählungen »Elisabeth Tarakanow« und »Taganrog«, sowie dem Drama »Zar Alexander«, gestaltet Reinhold Schneider Personen und Ereignisse aus dem Zarenreich zwischen 1750 und 1825 literarisch, wobei »Zar Alexander« das dramatisiert, was »Taganrog« in Erzählform fasst.<sup>43</sup> Die freie Bearbeitung historischen Stoffes dient Schneider dazu, das Problem von Macht, Gewalt und Gewissen anhand des russischen Kulturkreises darzustellen wie er es ähnlich anhand anderer Kulturkreise getan hat.

Im Brennpunkt von Schneiders Interesse an der russischen Weltliteratur steht Dostoevskij. Er gehört zu seinen ersten Lehrern.<sup>44</sup>

Schneider erinnert an den Aufenthalt Dostoevskijs in Baden-Baden: von hier aus richtete Dostoevskij in unfrankierten Briefen

ver zweifelte Hilferufe um Geld nach Moskau und St. Petersburg.<sup>45</sup> In seinem Werk »Der Idiot« habe Dostoevskij »das radikale »neue Wort« Rußlands gefunden«. <sup>46</sup> Fürst Myškin, der »Idiot«, ist ein Wurf zu Christus hin.<sup>47</sup> Dostoevskij versteht Christus als die lebendige Form des Sittengesetzes und Antwort an die Freiheit des Menschen.<sup>48</sup> – Demgegenüber, urteilt Myškin-Dostoevskij, verkündigt der Katholizismus den entstellten Christus, weil er glaube, dass eine Kirche, die nicht ein mächtiger Weltstaat ist, sich auf dieser Erde nicht wird behaupten können.<sup>49</sup> Darin setze der römische Katholizismus das Weströmische Imperium fort.<sup>50</sup> – Schneider schließt, dass Fürst Myškin in einer Gesellschaft, die »vor Geldgier von Sinnen« ist, nicht leben kann, daher in geistige Umnachtung sinkt.<sup>51</sup> In der Bahn Myškins liegt der Einsatz Reinhold Schneiders gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands und gegen die Atomwaffen. Entgegen den Hoffnungen Schneiders wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland keine Abkehr vom Militarismus vollzogen. Vielmehr ließen sich politisch und kirchlich führende Kräfte dahin drängen, für eine Wiederaufrüstung einzutreten.<sup>52</sup> Das Problem der Wiederaufrüstung verschärfte sich durch das Vorhandensein von Atomwaffen. In Presseorganen der Bundesrepublik Deutschland und in der Ostberliner Zeitschrift »Aufbau« bezog Reinhold Schneider Stellung gegen die beabsichtigte Remilitarisierung. Am 14.9.1950 erscheint in der katholischen Wochenzeitung »Der christliche Sonntag« ein offener Brief Schneiders. Dem Argument »Notwehr«, das von Befürwortern der Aufrüstung vorgebracht wird, hält Schneider entgegen, dass die Notwehr, die ein Überfallener Auge in Auge mit seinem Gegner vollzieht, nicht dem gleichgesetzt werden kann, »was ein moderner Staat verfügen

muß, wenn er sich verteidigen will«. Daher gilt: »Unter dem »Schild der Atombombe« ist nicht der Ort der Kirche.«<sup>53</sup> Mit den im Mai 1951 beginnenden publizistischen Angriffen auf Schneider wurde seine Haltung zum »Fall Reinhold Schneider« erklärt.<sup>54</sup>

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels nimmt Schneider zum Anlass, 1956 erneut öffentlich gegen Atomwaffen und Atomkrieg die Stimme zu erheben. Er tut es dreifach: Nach der Rede anlässlich des Preises in der Frankfurter Paulskirche am 23.9.1956 hält Schneider am 27.9.1956 eine zweite Friedensrede in Düsseldorf. Noch davor hatte er einen umfangreichen, historisch ausholenden Essay veröffentlicht, der denselben Titel trägt wie die Friedensreden: »Der Friede der Welt«. <sup>55</sup> Hier weist Schneider auf Tolstoj hin: Tolstoj hat versucht, dem Frieden zu dienen. Gewissermaßen in der Nachfolge von Kants Schrift »Zum ewigen Frieden« ist Tolstoj zur Weltautorität geworden.<sup>56</sup> Die Gefahr eines mit Atomwaffen geführten Krieges war nach Schneider umso größer als sie mit Lügen über die Russen verkleistert wurde und die Erfindung und Herstellung dieser Waffen verquickt ist mit der neuzeitlichen Naturwissenschaft, Forschung, Technik und mit der Staatsmacht.<sup>57</sup>

Ebenso entschieden wie der Badener Reinhold Schneider ging der Elsässer Albert Schweitzer gegen die Atomwaffen vor. Im April 1957 (23.4.) und im April 1958 (28., 29., 30.4.) strahlte Radio Oslo weltweit Appelle aus, in denen der Friedensnobelpreisträger die verheerenden Folgen atomarer Rüstung und eines Atomkrieges beschreibt und die Atommächte zur Abrüstung und Abschaffung der Atomwaffen auffordert. Dabei, so Schweitzer, stehen vor allem die USA in der Verantwortung. »Heute ist Amerika, mit seinen in Europa aufstellbaren Batterien von ... Rake-

ten-Atomgeschossen, militärisch mit großer Macht ... gegenwärtig. Europa ist zu einem Zwischenland zwischen Amerika und der Sowjetunion geworden, als wäre Amerika, wie in einer Kontinentverschiebung, an Europa herangekommen.«<sup>58</sup> Wenn Raketen-Atomwaffen nicht mehr in Betracht kommen, dann wäre die unnatürliche Situation der dominierenden militärischen Gegenwart der USA in Europa beendet.<sup>59</sup> Reinhold Schneider stand mit Albert Schweitzer in Verbindung.<sup>60</sup>

## 5. Der russische Heidegger ■

### *Vorbemerkung*

Dieser Abschnitt ist verfasst von dem Geschichts- und Kultursoziologen Prof. Dr. Franz Filser, Freiburg, der über die geistig-kulturelle Vernetzung der entwickelten Hochkulturen Eurasiens wissenschaftlich tätig ist.

Heidegger war beeinflusst von russischem Denken und russischer Literatur. Das folgt allein schon aus den intensiven Beziehungen Badens zu Russland.<sup>61</sup> »Die Geister, die den jungen Privatdozenten leiteten, waren Dostojewskij und Kierkegaard.«<sup>62</sup> Heidegger selbst erinnert an die »erregenden Jahre zwischen 1910 und 1914 ... , die Übersetzung der Werke Kierkegaards und Dostojewskijs.«<sup>63</sup> Lange Zeit stand auf Heideggers Arbeitstisch ein Bild Dostoevskijs.<sup>64</sup> Im Zusammenhang von Ausführungen zum Nihilismus zitiert Heidegger ausführlich aus Dostoevskijs Vorwort zu dessen Puškin-Rede: Puškin, so Dostoevskij, habe den negativen Typ erkannt und plastisch darzustellen vermocht, diesen beunruhigenden Menschen, der sich nie zufrieden gibt, der Russland und sich selbst ablehnt und darunter leidet.<sup>65</sup> Ebenso verweist Heidegger auf Turgenev: dass dieser das Wort Nihilis-

mus in Umlauf gebracht habe »als Name für die Anschauung, daß nur das in der sinnlichen Wahrnehmung zugängliche, d. h. selbst-erfahrene Seiende wirklich und seiend sei und sonst nichts.«<sup>66</sup>

In »Sein und Zeit« § 51: »Das Sein zum Tode und die Alltäglichkeit des Daseins« bezieht sich Heidegger auf Tolstoj's Erzählung »Der Tod des Ivan Il'ič« (252ff.)<sup>67</sup> Der Tod wird in der alltäglichen Rede »man stirbt am Ende auch einmal« verstanden als ein unbestimmtes Etwas, das irgendwoher eintreffen muss, zunächst aber für einen selbst noch nicht vorhanden, daher unbedrohlich ist. (253) Sterben und Tod treffen zwar das Dasein, aber gehören niemand eigens zu. (253)

»Das verdeckende Ausweichen vor dem Tode beherrscht die Alltäglichkeit so hartnäckig, daß im Miteinander die ›Nächsten‹ gerade dem ›Sterbenden‹ oft noch einreden, er werde dem Tod entgehen und demnächst wieder in die beruhigte Alltäglichkeit ... zurückkehren.« (253) In »Der Tod des Ivan Il'ič« hat Tolstoj die Erschütterung und den Zusammenbruch dieses »man stirbt« dargestellt. (254)

1967 sagte der zu einer Dichterlesung in München weilende sowjetrussische Lyriker Andrej Voznesenskij, er habe keinen größeren Wunsch als den, Heidegger kennenzulernen.<sup>68</sup> Die Münchener Gastgeber nahmen sofort Verbindung mit Freiburg auf: Heidegger sagte zu und schon am folgenden Tag traf Voznesenskij bei Heidegger in Zähringen ein. In Windeseile hatte sich in Freiburg die Ankunft des Dichters herumgesprochen und die kurzfristig für den Abend in einem der größten Hörsäle anberaumte Lesung fand in überfülltem Saal statt, Heidegger als Zuhörer in der ersten Reihe. Der Philosoph und der Dichter beschlossen den Tag in einer Freiburger Weinstube. Bei der Altstadtbesichtigung

am nächsten Tag wollte Voznesenskij das Fresko des hl. Georg auf dem Schwabentor sehen, das er aus einem Gedicht von Anna Achmatova kannte.<sup>69</sup> Der hl. Georg ist ein in Russland hoch verehrter Heiliger. Beim Dresdner Opernball Anfang 2009 bekam Putin einen hl. Georg aus achtzehnkarätigem Gold als sächsischen Dankesorden.<sup>70</sup> Der hl. Georg ziert das Moskauer Stadtwappen.

Zum 85. Geburtstag 1974 erhielt Heidegger den Brief einer russischen Philosophin aus Leningrad, von dorthier, »wo viele Großschiedenes in den Seelen tragen« und auf Heidegger, trotz aller Behinderungen, zu hören versuchten.<sup>71</sup> 1989 dann, noch zur sowjetischen Zeit, wurde von der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion ein Symposium zum 100. Geburtstag Heideggers veranstaltet. 1991 erschien von der Akademie der Wissenschaften herausgegeben der Band, der die Beiträge des Symposions enthält.<sup>72</sup> Zusammenfassend wird in diesem Band Heidegger der größte Philosoph des 20. Jahrhunderts genannt. Damit zeichnete sich bereits eine Kehre im russischen Denken ab, die einen von altrussischem Volkstum geprägten Heidegger-Marxismus hervorbringt. Die russischen Bibliographien der Neuerscheinungen der 1990er Jahre enthalten jeweils Anzeigen der Übersetzungen von Arbeiten Heideggers, angefangen 1990 mit »Sein und Zeit« (Bytie i vremja). 2002 ist »Sein und Zeit« in 3. Auflage auf Russisch herausgekommen (Moskau 2002). Manche Schriften Heideggers sind in deutscher und in russischer Sprache publiziert worden. Überdies wurde ein Wörterbuch von Grundbegriffen der Philosophie Heideggers verfasst und 2004 in Deutsch und Russisch veröffentlicht.<sup>73</sup> Der an der Universität Freiburg lehrende und forschende Betreuer der Gesamtausgabe der Werke Heideggers, Friedrich-Wilhelm von Herrmann, veröffent-

lichte 1997 in Tomsk »Ponjatje fenomenologii u Chajdeggera i Gusserla« (Der Begriff der Phänomenologie bei Heidegger und Husserl). Maryse Dennes legte eine Untersuchung vor: Husserl-Heidegger. Influence de leur oeuvre en Russie (Der Einfluss ihres Denkens in Russland).<sup>74</sup> Dieser Einfluss, in erster Linie der Heideggers, setzte, wie gezeigt, schon in der Sowjetunion ein. 1989 dann schrieb Nadtotchi: Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ist Heidegger an die erste Stelle der Denker gerückt. (Dennes, S. 246) Er hat Marx, Lenin und Hegel überholt. Dies verbindet sich mit dem Wiederaufstieg der russischen religiösen Denker Dostoevskij, Tolstoj, Solov'ev. Allein von 1986 bis 1997 sind nach Dennes ca. 60 Schriften Heideggers ins Russische übersetzt worden.

Der russische Marxist Sergej Leonidovič Rubinstein aus Odessa am Schwarzen Meer promovierte 1914 in Marburg bei den Neukantianern Cohen und Natorp. Er hatte in Freiburg bei der Badischen Schule der Neukantianer mit dem Studium begonnen, wo Rickert und Lask lehrten. Bei Rickert hatte sich Heidegger habilitiert. Lask ist im zweiten Jahr des Ersten Weltkrieges gefallen. Heidegger hat ihm seine Habilitationsarbeit gewidmet. Wie zu jener Zeit in Freiburg studiert wurde, beschreibt Ludwig Marcuse, der damals ebenfalls in Freiburg studierte, in seiner Autobiographie: Nach dem Attentat in Sarajewo Ende Juli 1914 »traf ich einen meiner ... Seminar-Genossen, Helmuth Falkenfeld, in der Goethestraße. Er sagte verzweifelt: »Haben Sie schon gehört, was passiert ist?« Ich sagte ...: »Weiß schon, Sarajewo.« Er sagte: »Nein, morgen fällt das Rickert-Seminar aus.«<sup>75</sup> Rüdiger Safranski kommentiert in seiner Schrift »Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit«<sup>76</sup>: »Dieser Freund bedauert den Kriegsausbruch, denn er bringt ihn um die Gelegenheit, sein

gründlich vorbereitetes Referat bei Rickert vorzutragen. Er wird schon in den ersten Tagen eingezogen und an die Front geschickt. Von dort schreibt er: »Mir geht es nach wie vor gut, obwohl die Schlacht, an der ich am 30. Oktober teilgenommen habe, mit ihrem Kanonendonner von 24 Batterien, meine Ohren fast taub gemacht haben. Trotzdem ... bin ich immer noch der Ansicht, daß die 3. Kantische Antinomie wichtiger ist als dieser ganze Weltkrieg und daß Krieg zur Philosophie sich verhält wie Sinnlichkeit zur Vernunft. Ich glaube einfach nicht daran, daß die Geschehnisse dieser Körperwelt unsere transzendentalen Bestandteile auch nur im mindesten tangieren können, und werde nicht daran glauben, selbst wenn mir ein französischer Granatsplitter in den empirischen Leib fahren sollte.« Paul Natorp, das Haupt der Marburger Schule des Neukantianismus, betrieb 1923 Heideggers Berufung nach Marburg, was für Heidegger ein Sprungbrett war, um nach Husserls Emeritierung auf den Lehrstuhl nach Freiburg zu kommen. Während Rubinstein in Freiburg war, brach Heidegger gerade das Theologiestudium ab. Es ist wahrscheinlich, dass sich die Studenten Rubinstein und Heidegger bei Vorlesungen und in den damals kleinen Seminaren getroffen haben. Sie waren auch genau derselbe Jahrgang: 1889. Der Neukantianismus ging im Ersten Weltkrieg zugrunde. Heidegger und Rubinstein schlugen verschiedene Wege ein, der eine in Deutschland, der andere in Russland. Während des Ersten Weltkrieges studierte Rubinstein noch im russischen Riga weiter, dessen Universität deutschsprachig war. Danach wurde er Lehrer in Odessa. Rubinsteins Doktorvater Cohen sah in der Ethik den Sozialismus begründet. Er ist einer der Väter der Theorie des »ethischen Sozialismus«. Von ihm ist der Marxist Rubinstein ganz erheblich beeinflusst. Der Heidegger-Marxis-

mus hat ähnliche Wurzeln. Einige Zitate aus Rubinsteins Standard-Lehrbuch »Grundlagen der allgemeinen Psychologie«<sup>77</sup>: »Der eine hat Interesse für ... Wissenschaft oder Kunst, ein anderer für Briefmarkensammeln, Mode und elegante Kleidung; das sind ... keine gleichwertigen Interessen.« (780) Es geht darum, »eine allseitig und harmonisch entwickelte Persönlichkeit zu formen«. (806) Der Mensch darf nicht Werkzeug einer Teilfunktion bleiben. (Ebd.) Die entwickelte Persönlichkeit ist reich an tiefen Verbindungen mit der Welt und mit anderen Menschen. (835) Rubinstein warnt vor der Gefahr, dass die Person von ihrer Position absorbiert wird, so dass sie ihre menschliche Wesenheit vergisst. Dass ein Mensch herausfindet, was für ihn »wirklich bedeutsam ist«, um damit Aufgaben und Ziele selbst bestimmen zu können, bezeichnet Rubinstein als »Weisheit«. (839) Ganz entschieden wird der Marxismus heute als weltweite Bewegung des bildungshumanistischen Marxismus, die den dogmatischen Marxismus hinter sich gelassen hat, von Freiburger Denken beeinflusst. Ein starker Einfluss vorher übergangener Menschheitsstrebungen lässt sich aus einer programmatischen Schrift des russischen Kommunisten Gennadij Zjuganov erkennen. Sie unterstützt überlieferte Kräfte Russlands und verstärkt sie bildungshumanistisch-marxistisch. Die Schrift ist betitelt »Rossija i sovremennij mir« – Russland und die gegenwärtige Welt.<sup>78</sup> Zitate daraus<sup>79</sup>: »Das Kapital strebt nach der endlosen quantitativen Vermehrung.« (85) »Die Lösung der Probleme, vor denen die Menschheit heute steht, ist nicht möglich auf dem Weg der Verwandlung der westlichen Konsumgesellschaft in ein globales Modell der Entwicklung.« (Ebd.) »Die Zukunft der Menschheit ist keine fade Unifikation, sondern Einheit in Vielfalt.« (92) »Die Zukunft Russlands kann nur auf dem festen

Fundament der Tradition erbaut werden.« (93) Es ergeben sich bei Zjuganov folgende Hauptpunkte:

1. Qualitative Entwicklung der Welt statt quantitative ausbeuterische Entwicklung.

2. Um dies zu erreichen, müssen die Traditionen (der Einfachheit und der entwickelten Hochkultur) erhalten, gefestigt und wiedergewonnen werden.

3. An die erste Stelle – vor dem Klassenkampf – rückt der Kampf zwischen dem US-Amerikanismus sowie Islamismus einerseits und den entwickelten Hochkulturen der Welt andererseits. Zjuganov sei ein Freund der christlichen Religion, betont die Sängerin russischer Volkslieder, die den Kommunisten mit einer Ziehharmonika bei seinen Wahlkampfauftritten begleitet. Gemeint sind Dostoevskij und Tolstoj, sind die sittlichen Lösungen, die sie dem US-Amerikanismus und dem Islamismus entgegenstellen. Das heißt, das bildungshumanistisch-marxistische Denken verbindet sich in Russland mit dem christlichen Humanismus Russlands. Dieser strebt danach, die Verwandlung des Volkes in eine Ansammlung von Egoisten unbedingt zu vermeiden, das Reich Gottes auf Erden zu gründen.

Welche Bedeutung Heidegger gerade den Beziehungen zwischen Russland und Deutschland für die Zukunft beimaß, erhellt aus seiner während der sowjetischen Zeit erhobenen Forderung, die »Zerreibung des Russentums und des Deutschtums durch die Machenschaft« müsse verhindert werden, sonst werde Russentum und Deutschtum um seine Geschichte gebracht.<sup>80</sup> Denn der damalige Sozialismus ist keine russische Erfindung, erklärt Heidegger: Er sieht das Original im englischen Staat. Dieser ist nach Heidegger »dasselbe wie der Staat der vereinigten Sowjetrepubliken«.<sup>81</sup> Der Unterschied ist lediglich, dass in England der »Schein der Moralität ...

alle Gewaltentfaltung harmlos« wirken lässt, während bei Stalin »das neuzeitliche ›Bewußtsein‹ rücksichtsloser, wenngleich nicht ohne Berufung auf Völkerbeglückung, sich selbst im eigenen Machtwesen bloßstellt.«<sup>82</sup> Die Ausprägung im englischen Staat ist die Gefährlichste. »Ohne die Vernichtung dieser bleibt die Neuzeit weiter erhalten.«<sup>83</sup> Dieter Thomä referierte in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« v. 19.6.1999: »Das System, das Heidegger ›englischen Bolschewismus‹ nennt und das heute noch in der westlichen Welt herrscht, muß aus seiner Sicht der ›Vernichtung‹ anheimfallen.«<sup>84</sup>

Der mit Heidegger befreundete Schriftsteller Erhart Kästner, der sich viel mit dem Ostchristentum beschäftigt hatte, versuchte, Heideggers Blick auf die Theologie der Ostkirche zu lenken.<sup>85</sup> In einem Brief an Kästner äußert sich Heidegger über die Theologie der Ostkirche: »Gern hätte ich ... mit Ihnen noch mehr über die Theologie der Ostkirche gesprochen.«<sup>86</sup> Deren Theologie ist wesentlich vom hl. Geist her bestimmt. »Hier«, schreibt Heidegger, »sehe ich, wenn überhaupt, eine verborgene Quelle der Erneuerung des theologischen Denkens.«<sup>87</sup> Was dieses Mitglied der Katholischen Kirche des Erzbistums Freiburg europäisch ostwärts als verborgen erkannt hat, konturiert sich nunmehr zunehmend offen in der Auseinandersetzung zwischen den entwickelten Hochkulturen Eurasiens einerseits und dem US-Amerikanismus und dem Islamismus andererseits, u. a. den unbedingten Vorrang der monogamen Gefährtenfamilie vor Polygamie und Promiskuität betreffend. Siehe das »Kompendium der Soziallehre der Kirche«, Freiburg i. Br. 2006 und die »Grundlagen der Sozialkonzeption der Russisch-Orthodoxen Kirche«<sup>88</sup>, Moskau 2000. Die von Heidegger angesprochene (wenn nicht erhoffte) Erneuerung theologischen

Denkens durch die Ostkirche setzte also das Wiedererstarken der russischen Orthodoxie, der pravoslavie, voraus, die nach der Okkupation Konstantinopels und Anatoliens durch die Türken das Kraftzentrum der Ostkirche geworden war. Das Wiedererstarken der pravoslavie ist seit den 1990er Jahren im Gang und drückt sich aus neben der Zunahme der orthodoxen Gemeinden Russlands von 6000 auf derzeit über 20000, der Zahl der Klöster von 16 auf derzeit über 700 und der Zahl der theologischen Lehranstalten von 5 auf 200 vornehmlich in der genannten Sozialkonzeption. Diese ist, wie gesagt, der Soziallehre der Katholischen Kirche vergleichbar. Daher überrascht es nicht, dass seit Dezember 2007 Opus dei in Moskau vertreten ist. Der am 1. Februar 2009 nach dem Tod des Patriarchen Alexij II. inthronisierte Patriarch Kirill gilt als »russischer Ratzinger«. Er ist der philosophische Kopf, der die von bestimmten Ländern her infiltrierte Menschenrechtsverletzungen, wie Kinderpornographie im Internet, thematisiert und deren Herkunft aus der libertären Ideologie oder das den Mittelstand enteignende Insolvenz(un)recht untersucht. Dabei bestehen enge Denkbeziehungen des »russischen Ratzinger« zum deutschen Bildungshumanismus.

Wegen Menschenrechtsverletzungen, für die unmittelbar die Regierung der Bundesrepublik Deutschland und andere öffentliche Einrichtungen in Deutschland verantwortlich gemacht werden, ist 2009 beim Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen in Genf vom Vertreter Russlands Beschwerde geführt worden. Sie betraf die Behinderung beim Reiseverkehr und der Niederlassung, die Nichtanerkennung von Qualifikationen, sowie die Zurücksetzung von Sprechern der russischen Sprache gegenüber Sprechern von Sprachen, die weitaus weniger Sprecher als das Russi-

sche in Deutschland aufweisen. (Dies schließt z. B. die Automaten der DB und der Freiburger Verkehrs AG mit ein.) Das anhaltende Abblocken von Investitionen russischer Firmen in Deutschland dagegen wird auf diplomatischer Ebene besprochen. Russland mit einer technisch hoch entwickelten Industrie ist nicht bereit, sich in Deutschland auf den Status eines Lieferanten von Rohstoffen und Energie einkesseln zu lassen. Bedauerlich ist zudem, dass die Einrichtung des Goethe-Instituten Deutschlands in Russland entsprechender Institute Russlands in Deutschland nicht vorankommt. Einer der herausragenden Plätze für ein solches Institut wäre Baden-Baden zusammen mit der Universität Freiburg, Heidelberg oder Karlsruhe. Für Freiburg spricht u. a. die Einrichtung des deutsch-russischen Master-Studiengangs der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg über Literaturwissenschaft seit dem Wintersemester 2008/ 09.

Folgerungen. Badens Beziehungen zu Russland heute leben also nicht allein mit den »reichen Russen« in Baden-Badens Villen wieder auf, sondern werden ebenso durch Studienbeziehungen wie über die trotz Behinderungen für den Aufenthalt russischer Bürger in Deutschland zunehmende Zahl anderer russischer Bürger hier erneuert und vertieft. Das geschieht darüber hinaus in beträchtlichem Ausmaß durch die etwa in Lahr »Russen« genannten Aussiedler samt deren russischstämmigen Ehegatten, Vorfahren und russisch sozialisierten Nachkommen, sowie Verwandten. Beim »Spiegel«-Gespräch 1966 fragte Heidegger, ob nicht eines Tages in Russland und in China uralte Überlieferungen eines Denkens wach werden.<sup>89</sup> Sie sind inzwischen wach geworden. Baden, Deutschland und die Welt haben kaum die Wahl, sie zu verschlafen.

## Ergebnis ■

Was die von uns ausgewählten Schriftsteller über Russland und russisches Denken schreiben, spiegelt bei Hebel und Hansjakob vor allem das dynastisch-politische Verhältnis Baden-Russland, sowie wirtschaftliche Verbindungen. Die Russen in Hebels Erzählungen sind meist nachahmenswerte, großzügige Menschen, die sich z. B. gegenüber kriegsgefangenen (darunter auch badischen) Soldaten durch Hilfsbereitschaft auszeichnen. Bei den »russischen« Erinnerungen aus dem Kinzigtal, die Hansjakob notiert, spielt der »Russenrumpel« eine große Rolle. Er wurde erlebt als mit manchen Schrecken verbundener Durchmarsch mittlerweile mit Baden verbündeter russischer Truppen in Richtung Rhein gegen Napoleon. Dass Hansjakob Jahrzehnte später in Karlsruhe einen tiefen Eindruck von der russisch-orthodoxen Liturgie erhalten und Bekanntschaft mit einem russischen Diplomaten machen konnte, verdankte er den dynastischen und politischen Beziehungen zwischen Baden und Russland. Wie Badener wirtschaftliches Auskommen in Russland fanden, zeigt Hebels »Schneider in Pensa«, zeigen Erinnerungen Hansjakobs an den Schwarzwälder Uhrenträger Schindele. Der Demokrat Hansjakob liest Briefe Bakunins und anderer russischer Revolutionäre. Aus deren Leiden, von denen er hier erfuhr, wuchs, so schloss Hansjakob, manches Stück politische Freiheit.

In dem Jahr, als Hansjakob in Karlsruhe am russisch-orthodoxen Gottesdienst teilnahm, 1877, war Baden-Baden längst »Sommerhauptstadt Europas« geworden und wurde von zahlreichen Russen aufgesucht. Das Ende dieser Epoche beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges hält Reinhold Schneider fest, wie wir gesehen haben. Otto Flake vermittelt – mit Turgenew als russischer Hauptgestalt – ein Bild von der »Sommerhauptstadt Europas«. Der russi-

sche Schriftsteller Turgenew, voll Sympathie für Deutschland, hatte Verbindungen zu einflussreichen Deutschen, zu deutschen Schriftstellern, Publizisten, Künstlern, auf die Flake hinweist. Damit gibt er einen Fingerzeig auf die Bedeutung, die Turgenew für die Verbreitung und Kenntnis, d. h. zugleich Übersetzung russischer zeitgenössischer Literatur, darunter seine eigenen Werke, in Deutschland zukommt. Von 1860 bis in die 1880er Jahre war Turgenew in Deutschland der bekannteste und meistgelesene russische Autor. Während der folgenden Jahrzehnte fanden die Werke Dostoevskijs und Tolstojs die Aufmerksamkeit der deutschen Leser. Martin Heidegger und Reinhold Schneider berichten, wie überwältigend der Eindruck besonders Dostoevskijs auf sie war. Im Sinne von Tolstojs Friedensstreben, das Schneider herausstellt, wandte sich Albert Schweitzer gegen die atomare Bewaffnung und die drohende Vernichtung der Menschheit. Schweitzer machte deutlich, dass die atomare Aufrüstung der USA und die Stationierung von Atomwaffen bei deren europäischen Verbündeten eine vorher nicht bestehende Bedrohung der Sowjetunion bedeutete. Heidegger sah die Gefahr der Zerreibung der schon vorhandenen Verbindung zwischen Deutschland und Russland. Er forderte, die Zerreibung des Russentums und des Deutschtums durch die Machenschaft müsse verhindert werden.

## Folgerungen ■

Für die aus dem Ergebnis gezogenen Folgerungen schließt sich die Verfasserin dem Schlussabsatz des soziologischen Abschnittes 5. an, der weit über die Ausführungen zu Heidegger hinaus die in der Untersuchung insgesamt erfassten heutigen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland einbezieht.

- 1 Vgl. Hermann Blaese, Zar Alexander I. und Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (= ZGO), Bd. 99 (1951), S. 507–567; Erich Hock, Deutsch-russische Begegnung in Baden, in: Oberrheinische Studien, Bd. II, hrsg. von Alfons Schäfer, Karlsruhe 1973, S. 28–47; Bernhard von Simson, Zu dem Aufenthalt der verbündeten Monarchen in Freiburg i. Br. im Winter 1813/ 14, in: ZGO, Bd. 53 (1899), S. 635–664; Hans Leopold Zollner, Greif & Zarenadler, Karlsruhe 1981; Renate Efferm, Russische Wege in Baden-Baden, Baden-Baden 2007 (2. Aufl.).
- 2 Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg (Hrsg.), Bildungsplan 2004. Allgemein bildendes Gymnasium, Ditzingen 2004, S. 374.
- 3 Aus niederrheinischem Adel, wurde 1816 Dirigent des russischen Außenministeriums, 1828 russischer Vizekanzler.
- 4 Razumovskij (1752–1836) war russischer Botschafter in Wien. Er bestellte drei Streichquartette bei Beethoven, die 1804–1806 entstanden. Diese »Razumovskij-Quartette« ließ Razumovskij zunächst in seinem Wiener Haus, dann öffentlich aufführen.
- 5 Zollner, S. 127.
- 6 Johann Peter Hebel, Sämtliche Schriften II und III, hrsg. von Adrian Braunbehrens u. a., Karlsruhe 1990. Die Seitenzählung läuft von II nach III durch. In Bd. III setzen die Kalenderbeiträge Hebels auf S. 293 ein. Vorliegendes Zitat: S. 90. Die Nachweise im laufenden Text (in Klammern) beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 7 Johann Peter Hebel, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, hrsg. von Winfried Theis, Stuttgart 1981, S. 419.
- 8 Einige Beiträge Hebels im Kalender beschäftigten sich – meist unter der Überschrift »Weltbegebenheiten« – mit dem Verlauf napoleonischer Kriegszüge und den Befreiungskriegen. Sie werden hier nicht berücksichtigt, bedürften einer gesonderten Untersuchung.
- 9 Vermutlich trug sich dieses Begebnis 1807, z. Zt. des »Friedens von Tilsit« zu.
- 10 Heinrich Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit, Haslach i. K., 16. Aufl. 1986, S. 250.
- 11 Dieses und die folgenden Zitate: Ders., Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, Haslach i. K., 15. Aufl. 2004 (ESch).
- 12 Ders., Wilde Kirschen, Haslach i. K., 17. Aufl. 1992, S. 174.
- 13 Ders., Allerseelestage, Waldkirch 1991, S. 237f.
- 14 Ders., Feierabend, Stuttgart 1918, S. 165. Hansjakob merkt an, dass es sich bei dieser Krankheit um Typhus gehandelt habe.
- 15 Wilde Kirschen, S. 302. Vgl. Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, S. 30; S. 103.
- 16 Dieses und die folgenden Zitate: Heinrich Hansjakob, In der Residenz, Waldkirch 1993 (Res).
- 17 Vgl. auch: Ders., Sonnige Tage, Waldkirch 1989, S. 585.
- 18 Ich halte mich hier an die in o. g. Ausgabe vorgefundene Schreibweise.
- 19 Heinrich Hansjakob, Allerlei Leute und allerlei Gedanken, Stuttgart 1913, S. 5.
- 20 Ebd., S. 357: »So lese ich zurzeit abwechselnd: Alban Stolz, »Witterungen der Seele«, Gfrörer, »Gregor VII. und sein Zeitalter«, Duhr, »Die Geschichte der Jesuiten in den Landen deutscher Zunge im XVI. Jahrhundert«, Karl Schurz, »Lebenserinnerungen« und das Buch »Rokoko und Revolution, Lebenserinnerungen des Malers Johann Christian von Mannlich.« Ebd., S. 360: »Ich bin ein alter Memoirenleser.«
- 21 Heinrich Hansjakob, In der Karthause, Waldkirch 1989, S. 81.
- 22 Allerlei Leute, S. 335f.
- 23 Hansjakob gibt als Titel an: Michail Bakunins sozial-politischer Briefwechsel. In der Karthause, S. 171ff.
- 24 Ebd., S. 172.
- 25 Ebd., S. 175.
- 26 Otto Flake, Hortense oder die Rückkehr nach Baden-Baden, Frankfurt a. M. 1970. Zitate nach dieser Ausgabe.
- 27 Gemeint ist die Gestalt Georg von Wierssen, badischer Beamter a. D.
- 28 Turgenevs Roman »Rauch« (Dym), in dem die Russen nicht gut weg kommen.
- 29 1866 hatte der in Spieleidenschaft verstrickte Dostoevskij von Wiesbaden aus Turgenev brieflich gebeten, ihm 100 Taler zu leihen. Turgenev sandte jedoch nur 50 Taler.
- 30 Turgenev war »Westler«, Dostoevskij Slawophiler, der den Slawen, besonders den Russen, einen bedeutsamen Platz in der moralischen Menschheitsentwicklung zuwies. Bei einem Zusammenreffen der Dichter in Baden-Baden, Sommer 1867, war es wegen jenes geliehenen Geldes und wegen »Rauch« zum Zerwürfnis zwischen Turgenev und Dostoevskij gekommen.
- 31 Das »Totenhaus« war das erste Werk Dostoevs-

- kiji, das 1864 in vollständiger Übersetzung in Deutschland erschien.
- 32 Reinhold Schneider, Verhüllter Tag, Frankfurt a. M. 1980, S. 19.
- 33 Ebd., S. 20; vgl.: Ders., Erfüllte Einsamkeit, Freiburg i. Br. 1963, S. 27.
- 34 Erfüllte Einsamkeit, S. 39.
- 35 Reinhold Schneider, Erbe und Freiheit, Köln 1955, S. 196f.
- 36 Ders., Pfeiler im Strom, Wiesbaden 1958, S. 34.
- 37 Erbe und Freiheit, S. 234.
- 38 Ebd., S. 200.
- 39 Ebd.
- 40 Reinhold Schneider, Macht und Gnade, München 1964, S. 135.
- 41 Erbe und Freiheit, S. 219f.
- 42 Macht und Gnade, S. 92.
- 43 Reinhold Schneider, Elisabeth Tarakanow, Leipzig 1939; ders., Taganrog, Freiburg i. Br. 1946; ders., Zar Alexander, Wiesbaden 1951.
- 44 Ders., Tagebuch 1930–1935, Frankfurt a. M. 1983, S. 437.
- 45 Ders., Der Balkon, Moers 1993, S. 102.
- 46 Pfeiler im Strom, S. 131.
- 47 Ebd., S. 134.
- 48 Erbe und Freiheit, S. 225.
- 49 Fjodor Dostojewskij, Der Idiot, Frankfurt a. M. 1999, S. 786; vgl. Pfeiler im Strom, S. 137.
- 50 Der Idiot, ebd.; vgl. Pfeiler im Strom, ebd.
- 51 Pfeiler im Strom, S. 134.
- 52 Anselm Döring-Manteuffel, Katholizismus und Wiederbewaffnung, Mainz 1981, S. 66ff.
- 53 Der christliche Sonntag v. 14.9.1950 (Freiburgi. Br., Verlag Herder).
- 54 Ingo Zimmermann, Reinhold Schneider, Berlin 1982, S. 161.
- 55 Reden und Essay in: Reinhold Schneider, Gesammelte Werke, Bd. 8, Frankfurt a. M. 1977.
- 56 Ebd., S. 118.
- 57 Ursula Speckamp, Hirt der Schöpfung – Hirt des Seins. Reinhold Schneiders Auseinandersetzung mit Martin Heidegger, in: Freiburger Diözesan-Archiv, Bd. 121 (2001), S. 85–107, hier v. a. S. 98f.
- 58 Albert Schweitzer, Friede oder Atomkrieg? München 1958, S. 41.
- 59 Ebd., S. 41f.
- 60 Ursula Speckamp, Heroische Ethik. Albert Schweitzer und Reinhold Schneider, in: Freiburger Diözesan-Archiv, Bd. 124 (2004), S. 101–137.
- 61 Vgl. Heinrich Wiegand Petzet, Auf einen Stern zugehen, Frankfurt a. M. 1983, S. 128.
- 62 Otto Pöggeler, Martin Heidegger, in: Helmut Engler (Hrsg.), Große Badener, Stuttgart 1994, S. 264.
- 63 Martin Heidegger, Gesamtausgabe, Bd. 1, S. 56.
- 64 Petzet, S. 128.
- 65 Heidegger, Gesamtausgabe, Bd. 6.2, S. 24.
- 66 aaO, S. 23.
- 67 Zitate aus: Martin Heidegger, Sein und Zeit, Tübingen 1979.
- 68 Petzet, S. 128–130.
- 69 aaO, S. 130f.
- 70 Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 19.1.2009: »Eine Nacht mit dem heiligen Georg«.
- 71 Petzet, S. 229f.
- 72 Filosofija Martina Chajdeggera i sovremennost', Moskva 1991.
- 73 St. Petersburg 2004.
- 74 Paris 1998.
- 75 Aussage Marcuse bei Safranski, nächste Anmerkung.
- 76 Frankfurt a. M. 1997, S. 72f.
- 77 Berlin 1973.
- 78 Moskva 1995.
- 79 Übersetzung von Franz Filser.
- 80 Martin Heidegger, Gesamtausgabe, Bd. 69, S. 119f.
- 81 aaO, S. 208.
- 82 ebd.
- 83 aaO, S. 208f.
- 84 Heidegger spricht später von »Verwindung«.
- 85 Kästner schrieb u. a. über Klöster und Mönche des Athos: »Die Stundentrommel vom heiligen Berg Athos« (1956).
- 86 Martin Heidegger – Erhart Kästner. Briefwechsel, Frankfurt a. M. 1986, S. 22.
- 87 aaO, S. 23.
- 88 Osnovy socialnogo koncepcii pravoslavnoj cerkvi.
- 89 Spiegel-Gespräch mit Martin Heidegger, in: Günther Neske/ Emil Kettering (Hrsg.): Antwort, Pfullingen 1989, S. 106.



Anschrift der Autorin:  
Dr. theol. Ursula Speckamp  
Schubertstr. 4  
79104 Freiburg